



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Anneli setzte sich wieder, und weiter ging die Fahrt. In den kommenden Frühling hinein, an grünenden Feldern vorüber, an zwitschernden Vögeln und an Hecken, die sich zum Blühen bereiteten.

Konnte man da traurig sein und den Blick zurückwenden in das Dunkel des Winters, in alle Sorgen der Vergangenheit?

Anneli lachte hellauf und klatschte in die Hände. Das Alte war vergangen, vor ihr lag das neue Leben. An nichts mehr wollte sie denken: weder an die Toten noch an die Lebendigen, die sie dahinten ließ. Ganz gewiß nicht, die Welt trug für sie ein neues Gewand, und der Frühling kam.

Vom Wegrand flogen zwei Raben auf — einen Augenblick flatterten sie hinter dem Wagen her, ruhten sich aus und folgten dann weiter, zwei dunkle Gestalten, krächzend und drohend. Wie die Erinnerung an etwas, das gewesen ist, das tot ist und doch noch lebt. Was ist es?

Die Vögel waren verschwunden, die Pferde trauten, und der Wind blies lustig. Aber Anneli saß schweigend. Denn über sie kam die Ahnung, daß man nichts vergessen kann. In der Seele schlafen viele Gedanken; vieles, was vergessen scheint und doch nur auf ein Zeichen wartet, um zum Leben zu erwachen. Und eines Tages wird alles wieder wach: alte Schmerzen, alte Freuden, altes, längst beweintes Leid.

Die Sonne schien, die Welt wurde schön, aber in Annelis Augen standen Tränen. Weshalb sie weinte, wußte sie kaum, und sie freute sich, daß niemand sie danach fragte.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. (Die englisch-russische Verständigung. England und die Bagdadbahn. Deutsch-Englisches. Die „Potsdamer Wachparade“ zur See. Der wieder ausgegrabne Kolonialdirektor. Der Reichstagsbeschluss und der Reichskanzler.)

Der Londoner Standard hat durch die von ihm plötzlich auf die Tagesordnung gesetzte Frage der Bagdadbahn wenn keinen andern, so doch wenigstens den Erfolg gehabt, einem großen Teil der europäischen Publizistik, die sich von dem Kopferbrechen über Marokko noch nicht erholt hatte, neues Kopferbrechen über die Bagdadbahn und über eine russisch-englische Verständigung auf Kosten Deutschlands und deutscher Interessen zu machen. Diese Art von Zeitbetrachtungen, wie wir sie seitdem leider auch in der deutschen Presse zu lesen bekommen, hat in der Tat mit dem berühmten Rathausbau zu Schilda, wobei die Fenster vergessen worden waren, eine unverkennbare Ähnlichkeit. Als ob Rußland wirklich keine andern Sorgen hätte!

Schon im vorigen Heft ist an dieser Stelle erwähnt worden, daß eine russisch-englische Verständigung überhaupt nicht besteht; daß sie von England angestrebt wird, daß sich mit Rußland über Persien und Mittelasien friedlich auseinandersetzen möchte und den jetzigen Augenblick dazu besonders geeignet erachtet, ist richtig. Aber Rußland hat erstens dringendere Geschäfte, zweitens gar keine Eile, sich für Mittelasien durch Vertrag festzulegen, drittens wird es von der Erwägung geleitet, daß ihm in Anbetracht seiner Gesamtlage der deutsche Nachbar unendlich viel wichtiger ist als eine Verständigung mit England über Persien. Das will sagen: Rußland wird sich mit England über nichts verständigen, wobei deutsche Interessen im Spiele sind, ohne Deutschland vorher befragt oder zur Mitwirkung eingeladen zu haben. Hierüber liegen — wie ebenfalls im vorigen Heft schon erwähnt worden ist — von russischer Seite die bündigsten Zusicherungen vor, und auch der britische Staatssekretär des Auswärtigen hat nicht gezögert, von sich aus

zu erklären, daß England nicht im entferntesten daran denke, mit Rußland eine gegen Deutschland gerichtete Verständigung anzustreben.

England hat an der Bagdadbahn finanzielle und politische Interessen. Die finanziellen beruhen darin, dem englischen Kapital eine Beteiligung zu sichern, für die es bisher bei den deutschen Banken keine Gegenliebe gefunden hatte. Selbstverständlich werden die englischen Banken keine Beteiligung anstreben und eingehen, die ihrer Regierung nicht genehm wäre, ebensowenig werden die deutschen Banken oder die Deutsche Bank eine fremde Beteiligung zulassen, mit der die deutsche Regierung nicht einverstanden wäre. Von englischer Seite ist bisher wiederholt vergeblich versucht worden, eine Beteiligung zu erlangen; man mag jetzt den Augenblick, wo ein Bauabschnitt der Bahn sein Ziel erreicht hat und ein neuer wichtiger Abschnitt in Angriff genommen werden soll, für geeignet halten, neue Verhandlungen anzuknüpfen, die der Natur der Dinge nach nur in Berlin, nicht in Petersburg geführt werden können. Die Bagdadbahn hat die Hügel des Taurus erreicht, es handelt sich jetzt darum, das Gebirge zu überschreiten oder zu durchqueren. Hierfür sind schon zwei verschiedene Projekte ausgearbeitet worden, von denen das eine die Weiterführung in südöstlicher, das andre die in nordöstlicher Richtung in Aussicht nimmt. An jeder der beiden Trassen haften verschiedene Interessen. Nach Überschreitung des Gebirges wird sich der Weiterbau durch die Ebene von Mesopotamien unverhältnismäßig leichter und schneller vollziehen, und ist dann Bagdad erreicht, so muß die Frage der Ausmündung in den Persischen Golf zur Entscheidung gebracht werden, eine Frage, an der Rußland und England interessiert sind, aber nicht übereinstimmend, sondern entgegengesetzt. Durch die Beteiligung des französischen Kapitals sind auch französische Interessen in Mitleidenschaft gezogen. So entschieden Deutschland nun auch dafür zu sorgen hat, daß der Bau und die Leitung der Bahn in deutschen Händen und unter deutschem Einfluß bleiben, so kann es andrerseits kaum im deutschen Interesse liegen, daß in einem fernen fremden Lande ein so großer Kapitalaufwand von Deutschland allein bestritten wird. Hier wären also die Bedingungen für eine deutsch-englische Verständigung, falls in England eine solche gewünscht wird, wie es den Anschein hat, durchaus gegeben. Soviel über die finanzielle Seite des Bagdad-Unternehmens, seine internationalen Verbindungen und seine etwaige Internationalisierung.

Das politische Interesse Englands an der Bagdadbahn beginnt erst beim Weiterbau von Bagdad zum Persischen Golf. England wünscht die Mündung der Bahn in den Hafen von El Queid und muß deshalb, wie seit langem zu erwarten ist, über diese Frage in absehbarer Zeit mit uns in Verhandlung treten. Rechtzeitig geklärt muß diese Angelegenheit schon deshalb werden, weil die Mündung einer solchen Bahnlinie in einen Hafen für diesen ebenfalls umfangreiche Bauten und Vorbereitungen notwendig macht, die immerhin einen mehrjährigen Zeitraum für ihre Fertigstellung beanspruchen. Auch die Güterübernahme, die Post, die Zollfragen müssen von langer Hand her geregelt werden, wie denn überhaupt die Frage der Post längs der Bagdadbahn keineswegs gleichgiltig ist; am Endpunkt wird jedenfalls ein deutsches Postamt zu errichten sein. Ist der Taurus erst einmal überschritten, so könnte die Zeit für solche Verhandlungen und deren technische Ausführung leicht etwas knapp werden; schon aus diesem Grunde kann man sich vielleicht darauf gefaßt machen, daß einer Eröffnung finanzieller Verhandlungen von englischer Seite solche von politischer Natur recht bald folgen werden. Was den Standard alarmiert zu haben scheint, ist die in Teheran vorübergehend aufgetauchte Erwägung, den Mündungspunkt der Bahn auf persisches Gebiet in das Euphratdelta zu verlegen, eine Anregung, deren Glocken der Gewährsmann des Standard vielleicht hat läuten hören, ohne zu wissen, wo sie hängen. Daraufhin hat er die europäische Welt mit seinen Enthüllungen, die ebensoviele Erfindungen sind, in Bewegung versetzt. Gewiß betritt Deutschland mit der Bagdadbahn die asiatische Interessensphäre, aber doch nur in rein wirtschaftlicher, nicht in politischer

Beziehung. Von wirtschaftlicher Bedeutung nicht nur, sondern auch von politischer und militärischer ist die Bahn für die Türkei, der große Länderstrecken dadurch erschlossen werden, und für die die Bagdadbahn eine gewaltige Beschleunigung der Mobilmachung sowohl als der Versammlung und Heranziehung der kleinasiatischen Truppen im Kriegsfall bedeuten würde, also jedenfalls eine Erstarkung der mohammedanischen Welt, mit der hauptsächlich England zu rechnen haben dürfte. Was die Verlegung des Endpunktes in das Euphratdelta auf persisches Gebiet anlangt, so scheitert die Idee schon an dem Kostenpunkt, weil gerade das Euphratdelta enorme Brückenbauten notwendig machen würde. Auch weisen die wirtschaftlichen Interessen, denen die Bagdadbahn dienen soll, nicht auf Persien und seinen verhältnismäßig viel geringern Güteraustausch.

Praktische Engländer betrachten die Bagdadbahn heute schon als eine Tatsache, über die sich England mit Deutschland verständigen muß und deshalb auch verständigen wird. Es klingt sehr schön, ist aber ohne reale Bedeutung, wenn Redner und Rednerinnen das Verhältnis beider Nationen auf Shakespeare und Goethe, auf dem Protestantismus oder auf der Tatsache basieren wollen, daß zwischen England und Deutschland noch niemals ein bewaffneter Konflikt bestanden habe. Das ist im Grunde genommen Stubengelehrsamkeit, die draußen bei Wind und Wetter nicht standhält. Was Völker trennt und verbindet, sind nicht ästhetische Empfindsamkeiten, sondern praktische Interessen. England schließt seine Freundschaften nicht mit Poesie oder Rhetorik, sondern mit der harten Seemannsaust. Der deutsche Dichter, Denker und Gelehrte vermag ein englisches Publikum unterhalten und unterrichten, das auch für deutsche Kunstwerke gelegentlich ein *very beautiful indeed* übrig haben wird. Aber imponieren — und darauf kommt es an — wird ihm nur der Deutsche, der sich draußen in der Welt als ein höllischer Kerl zeigt, Eisenbahnen in fremden Weltteilen baut, neue Schifffahrtslinien begründet oder britische verdrängt und seine Interessen in Handel und Industrie durchzusetzen weiß. Schafft dieser Deutsche nun auch gar noch eine tüchtige Kriegsslotte, wie er über das tüchtigste Kriegsheer und die stärksten und besterzogenen Arbeiterheere verfügt, dann wird sich John Bull beeilen, diesem Deutschen nicht den Krieg zu machen, sondern die Hand zu drücken. England hat für die Wetterschaft sehr wenig übrig; was es sucht und was es versteht, ist nüchterne Geschäftsfreundschaft. Darauf sollten wir nicht mit Sentimentalitäten und Nührung, sondern mit kühler Überlegung und klarem, festem Willen antworten und den Engländern zeigen, daß wir von ihnen gelernt haben, wie man auch auf der See und jenseits der See politische Geschäfte macht.

Die Lügen des Standard scheinen aber auch die ministerielle Londoner Tribune nicht schlafen zu lassen, die zu berichten weiß, es seien in der englisch-deutschen Verständigung wegen der Bagdadbahn während der letzten Tage bedeutende Fortschritte erreicht worden. Bis zum Pfingstfest ist das jedenfalls nicht der Fall gewesen. Politische Verhandlungen haben überhaupt nicht stattgefunden, und finanzielle der Banken sind schwerlich weit über die erste Fühlung hinaus. Was die Tribune weiter fabelt von einer Zustimmung der andern Mächte, Aufteilung der Türkei und Teilung Persiens in Interessensphären mag den Wünschen einiger Phantasten entsprechen, ist aber nicht das Papier wert, worauf es gedruckt steht. Sogar die vielleicht vorhandne Absicht, die Türken wie die Perser gegen Deutschland mißtrauisch zu machen, wird nicht glücken. Die Bagdadbahn soll ja der Entwicklung der Türkei dienen und nicht ihrer Zerstückelung! So klug ist der Türke doch auch noch. An unsre Leser aber möchten wir bei diesem Anlaß die dringende Bitte richten, doch endlich das englische Gespenst aus ihrem politischen Vorstellungskreise zu verbannen. Das Gespenst geht um, aber wer fürchtet's am Tag! Mag immerhin die englische Flotte uns dreifach überlegen sein — ein seiner selbst bewußtes Volk von sechzig Millionen hängt nicht von sechzig Kriegsschiffen ab. Fort mit diesem ewigen Gespenst um Englands Flotte! Sollte es im Notfall nicht auch auf der See ein Leutchen geben

können? Nicht auch eine schwimmende „Potsdamer Wachtparade“ wie die verspottete des alten Fritz, die bei Leuthen so gründlich mit der großen feindlichen Übermacht aufräumte?

Andererseits muß ebenso dringend mit der Vorstellung aufgeräumt werden, als ob das Heil für uns darin läge, daß wir Hals über Kopf Schiffe bauen. So groß ist die Gefahr gottlob nicht, und wäre sie es — so kämen alle diese Schiffsneubauten erst recht zu spät. Zudem machen Schiffe allein noch keine Flotte aus. Außer an Schiffen fehlt es auch sonst an allen Ecken und Enden. Der Umstand, daß wir fast alle Kreuzer aus dem Auslande heimberufen müssen, um Besatzungen für die Linienfahrzeuge der Schlachtflotte zu formieren, deutet auf einen sehr wunden Punkt in unsrer Marine, der eine ausgiebige Personalvermehrung fast dringender not tut als eine beschleunigte Vermehrung der Schiffe. Doch auch darüber werden wir hoffentlich hinwegkommen. Alles auf einmal machen, geht eben nicht, namentlich solange die eigentlichen Quellen unsrer indirekten Steuerkraft, Bier und Tabak, nicht gründlich erschlossen werden. Geschehen muß es eines Tages unter allen Umständen, wenn wir nicht einem siegreichen Feinde die Mittel vierfach bewilligen wollen, die wir der eignen Sicherheit kurzfristig versagt haben.

In diesem Punkte wird der enge Zusammenhang innerer und auswärtiger Politik wieder so recht deutlich. Es ist nicht ohne Gefahr, im Auslande die Ansicht hervorzurufen, als ob den Deutschen der Atem ausginge und sie die Mittel für die Behauptung der von ihnen beanspruchten Weltmachtstellung nicht aufzubringen vermöchten. Daraus entwickelt sich dann die Meinung, daß man uns mit Abrüstungsvorschlägen einfangen und zu Falle bringen werde — mit der sichern Rechnung auf Sozialdemokraten und Zentrumsdemokraten, auf Humanitätsduselei und verweichlichendes Wohlleben. Die Nation muß ihren Reichstag dazu anhalten, durch diese Rechnung einen langen und dicken Strich zu ziehn. Einer entschlossenen Führung wird er hierin folgen und folgen müssen; ohne eine solche freilich wird er nichts leisten. Das haben die Kolonialabstimmungen der letzten Sitzungen deutlich genug gezeigt. Wäre Fürst Bülow noch in Berlin gewesen, so würde der Reichstag nicht sich und das Reich in dieser Weise lächerlich gemacht haben. Der Reichskanzler hatte erst seit zwei Tagen den Rücken gewandt, und schon fehlte die politische Führung! Es hätte sonst nicht dahin kommen können, und es hätte auch nicht dazu kommen dürfen, daß das Zentrum den „Kolonialdirektor“ wieder aus der Versenkung hervorholte und damit einen Posten bewilligte, den die Regierung nicht nur nicht beantragt, sondern als unbrauchbar und für den Reichsdienst nicht länger geeignet verworfen hatte. Es ist deshalb auch selbstverständlich, daß diesem Beschluß keine Folge gegeben wird. Der Reichskanzler wird beim Kaiser nicht die Ernennung eines Kolonialdirektors beim Auswärtigen Amt beantragen, der ihm und dem Staatssekretär dieses Amtes von neuem große Verantwortlichkeit und die damit verknüpfte größere Arbeitslast auferlegen würde. Das Amt wird weiter provisorisch verwaltet werden, der Erbprinz von Hohenlohe hat sich dazu bereit erklärt, und der abgelehnte Posten wird von neuem im Etat von 1907 erscheinen.

Zu dem bedauerlichen Ablehnungsbeschluß hat nicht nur eine ganze Reihe von Umständen, sondern haben fast sämtliche Parteien insofern mitgewirkt, als sie — auch die, auf die die Regierung zählte — große Lücken aufwiesen und deshalb leicht überrumpelt werden konnten. Intrigante Hinweise auf einen über den Kopf des Reichskanzlers hinweg beim Kaiser agierenden Kolonialsekretär mögen nicht gefehlt haben; tatsächlich hat dieser Gedanke sehr ungünstig eingewirkt. Dem Anscheine nach sind hinter den Kulissen allerlei Mitwirkende in Aktion getreten. Taucht doch auch die alte unwiderlegte Behauptung wieder auf, daß die beabsichtigte Umwandlung der Kolonialverwaltung die lebhaftesten Gegner in der Kolonialabteilung selbst habe. Vielleicht ging die Rechnung darauf hinaus, dem Erbprinzen Hohenlohe die Sache zu verleiden. Alle diese Rechnungen sind aber ohne den Wirt gemacht worden. Der Reichskanzler selbst ist durchaus nicht geneigt, die Schuld ausschließlich beim

Reichstage zu suchen, und da auch dem Zentrum vor seinem „Erfolge“ bange geworden zu sein scheint, so wird die Sache wohl im Herbst in Ordnung kommen. Interim aliquid sit. Vorausgesetzt freilich, daß Fürst Bülow dann wieder in alter Rüstigkeit auf dem Posten ist, eine Annahme, zu der glücklicherweise alle Nachrichten aus Norderne berechtigen.

§

Von nationalen Vereinen in Bayern. Die bayrischen Zweige des Flottenvereins und der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger sind in ihrer Entwicklung einander auffallend ähnlich. Der jüngere Verein kann von dem ältern, der ältere von dem jüngern lernen, und beide sollten einander mehr, als es bisher geschehn ist, fördern. Ihr Mitgliederbestand deckt sich noch lange nicht in dem Umfange, in dem es möglich wäre.

Lange Zeit war die Deutsche Gesellschaft das einzige, schwache Band zwischen dem deutschen Süden und der Küste. Sie hat in Bayern mehr als im übrigen Süddeutschland mit der Gleichgiltigkeit des Binnenländers gegen See- und Küsteninteressen zu kämpfen. Im Jahre 1865 zählte die Vertreterschaft München 7 Mitglieder, im Jahre 1875 10, 1885 206, 1895 156, 1905 161. Im ersten Jahre der Gesellschaft gab es in Bayern zwei Vertreterschaften (Weidensheim und München), 1875 11, 1885 23, 1895 19, 1905 22. Im ersten Jahrzehnt stieg die Zahl der bayrischen Mitglieder von 86 auf 565, im zweiten von 565 auf 1624, im dritten ging sie von 1624 auf 1350, im vierten von 1350 auf 1286 zurück. Doch blieb die Summe der Beiträge ungefähr dieselbe wie im zweiten Jahrzehnt.

So langsam gewinnt im deutschen Südosten der schöne Gedanke Ehrhott Friedrich Schaefers und George William Manbys Eingang. Die Herzen haben sich ihm immer nur langsam geöffnet. An der pommerschen Küste geboren, dann vergessen, an der englischen Küste wiedergeboren und sofort in seine Heimat, nach Preußen übertragen, hat er fünfzig Jahre gebraucht, bis er anerkannt, und sechzig, bis er verwirklicht wurde. Es wäre ein Wunder, wenn die Idee des Küstenrettungswesens in einem Lande, dessen Bevölkerung zum größten Teile das Meer nicht kennt, rasch aufgenommen worden wäre. In Bayern arbeitet zunächst das Nationalgefühl, sodann die Humanität an der Ausbreitung der Rettungsgesellschaft, an der Küste hat sie in der Kenntnis der Gefahren, die die Seeleute in den Küstengewässern bedrohen, und in dem Bestreben, den Gefährdeten zu helfen, viel mächtigere Förderer.

Trotzdem hat die Rettungsgesellschaft dem Flottenverein in Bayern vorgearbeitet und an manchen Orten die Cadres für diesen Verein geschaffen. Was sie angebahnt, aber nicht erreicht hat, ist dem Flottenverein gelungen: er hat den Norden und den Süden Deutschlands in weniger als einem Jahrzehnt einander näher gebracht, als es Jahrzehnte ruhiger, aber eines mächtigen einigenden Gedankens entbehrender Entwicklung vermocht hätten. Der Flottengedanke hat eine weit größere Werbekraft bewährt als die Idee des Küstenrettungswesens. In Bayern zeigt sich seine Kraft mehr in der Stetigkeit als in der Schnelligkeit seiner Ausbreitung.

Ich arbeite für die Rettungsgesellschaft seit meinem ersten Semester. Ein Aufruf des Würzburger Vertreters der Gesellschaft, des Otologen von Tröltzsch, hat mich damals für ihre Bestrebungen gewonnen. An allen Dienststätten, die ich dann auf einer Odysseusfahrt am Anfange meiner amtlichen Tätigkeit berührte, suchte ich die Gesellschaft heimisch zu machen. Meist ohne Erfolg. Kurz bevor sich der Flottengedanke in Süddeutschland verbreitete, gelang es mir, in einer kleinen bayrischen Garnisonstadt eine Vertreterschaft zu gründen. Der Landwehrbezirkskommandeur half mir dabei. Bald konnten wir an der Wand über dem Stammtisch, wo sich unsre Runde einmal in der Woche zusammensand, ein Sammel-schiffchen anbringen. Das erregte den Zorn Andersgejunter. Wir hörten von einem benachbarten Tische aus dem Munde eines Gebildeten das Wort: „Für das

preußische Zeug gebe ich nichts.“ Und dabei ist das Sammelschiffchen schwarz-weißrot gestrichen und am Bug mit dem roten Kreuz geschmückt. Dafür hatten wir die Genugtuung, daß das Offizierkorps der Garnison, eines Reiterregiments, willig und freudig die neue Vertreterschaft unterstützte, daß aus ihr, wieder von bayrischen Reiteroffizieren kräftig gefördert, die erste bayrische Ortsgruppe des Flottenvereins erwuchs, und daß diese Ortsgruppe fördernd auf die Vertreterschaft der Rettungsgesellschaft wirkte.

Damals war es auch „eine Lust zu leben“. In einer stattlichen Zahl der Landstädtchen und Dörfer, die jene kleine Stadt umgeben, flammte die Begeisterung für den Flottengedanken auf, und zugleich konnte aus dem Sammelschiffchen, das anfangs geschmäht worden war, nun aber — auch infolge der regelmäßigen Bekanntmachung von Rettungsberichten — mit viel freundlicheren Augen angesehen wurde, ein größerer Stiftungsbeitrag nach Bremen an die Rettungsgesellschaft geschickt werden. Die Nickel- und die Silbermünzen, die das Schiffchen mehrmals im Jahre füllten, kamen aus den Händen von Kleinstadtbürgern, meist Angehörigen des Zentrums, von Beamten, von katholischen Geistlichen, Pfarrgeistlichen und Lycealprofessoren, und von Offizieren. Bei Vorträgen, die die Ortsgruppe des Flottenvereins veranstaltete, saßen bunt gereiht Bürger und Beamte, Offiziere und katholische Geistliche nebeneinander. Die Ortsgruppe wurde nicht groß, aber sie entwickelte sich zu einer Pflanz- und Pflegestätte des Flottengedankens und des Nationalgefühls. Man klärte auf, belehrte, wies die Berechtigung der Forderungen unsers Kaisers nach, warb mit seinen Worten und in seinem Namen.

Diese Art zu werben und ihr nach der Zahl der gewonnenen Mitglieder gering erscheinender, aber durch die mit ihm verbundene erzieherische Wirkung für Deutschland, nicht nur für Bayern sehr wertvoller Erfolg sind typisch für den bayrischen Zweig des Flottenvereins.

Ich erzähle dieses, um das Arbeitsfeld des bayrischen Verbandes des Flottenvereins zu charakterisieren, um an die enge, nicht überall erkannte, anerkannte und nutzbar gemachte Verwandtschaft zwischen der Rettungsgesellschaft und dem Flottenverein zu erinnern, hauptsächlich aber, um die Verdienste, die sich das bayrische Offizierkorps um die Verbreitung des Flottengedankens in Bayern erworben hat, und die große Bedeutung des Offizierkorps für den Verein hervorzuheben.

In der Zeit, von der ich oben erzählt habe, im Jahre 1899, trug ein Landwehrbezirkskommandeur in Schwaben den Flottengedanken in seinem Bezirk von Ort zu Ort. In verschiednen Städten gingen mit jugendlicher Begeisterung greise Generale an die Gründung von Ortsgruppen. In einer Stadt mit besonders schwierigen Verhältnissen unternahm dieses Werk mit männlicher Talkraft und mit Senatorenumsicht ein junger Leutnant. Auch jetzt ist das Offizierkorps noch eine Hauptstütze des Vereins. Offiziere leiten und verwalten neben Beamten und Bürgern die großen Vereinskörper, und an manchen Orten bilden sie auch den Kern der Vereinsgruppen. Der Bayrische Landesverband hat gut daran getan, unbedachte Agitationsformen abzulehnen, deren Anwendung es den Offizieren unmöglich gemacht hätte, Mitglieder des Vereins zu bleiben.

Die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger täte gut daran, mehr als bisher — ich finde im letzten Jahresberichte nur Offiziere eines Regiments, des 10. Württembergischen Infanterieregiments Nr. 180, als Mitgliedergruppe verzeichnet — an den opferwilligen Idealismus der deutschen Offiziere zu appellieren.

Wer das langsame, aber stetige Wachstum des Flottenvereins in Bayern von seinen Anfängen an überschaut, der kann mit Freuden feststellen, daß der Flottengedanke einigend gewirkt hat. Jede Ortsgruppe des Flottenvereins ist ein Sammelpunkt, wo sich Angehörige verschiedner Parteien zusammensinden oder wenigstens, ohne eine Verletzung ihrer politischen Überzeugung fürchten zu müssen, zusammensinden können. Zugleich ist sie eine Pflanzstätte des Nationalgefühls. Solche Stätten sind in einem Stamme, der auf Um- und Irrwegen zur Mutter und zu den

Brüderern heimgefunden hat, von dem höchsten Werte. Daß politische Gegner, daß überzeugte Anhänger verschiedener religiöser Bekenntnisse von dem Rahmen der Flottenvereinsgruppen umfaßt werden, daß katholische Geistliche an den Instruktionsfahrten nach Kiel teilnehmen, als Gruppenleiter tätig sind, durch schlichte, auch den müden Handwerker und Landmann noch fesselnde Erzählungen von unsrer Handels- und Verkehrsflotte die Kenntnis der deutschen Seeinteressen in die kleinsten, fern von der See heimlich in die Täler Mittel- und Oberdeutschlands gebetteten Dörfchen tragen, das ist ein Erfolg, der nur der maßvollen, Andersdenkende nicht verletzenden, sondern zu gewinnen suchenden und gewinnenden Werbetätigkeit des Bayrischen Landesverbandes zu danken ist.

Dennoch wird der Name Bayern in der Polemik gegen den bayrischen Zweig des Flottenvereins mit einer ähnlichen Tonfarbe und mit einem ähnlichen Accent ausgesprochen wie damals, als erst bei Hanau, Brienne, Bar sur Aube und Arcis sur Aube, noch nicht bei Weißenburg, Würth, Beaumont, Sedan, Paris und in den blutigen Kämpfen an der Voire der bayrische Schild von den Flecken der Rheinbundzeit gereinigt worden war. Dieser Rheinbundaccent vergiftet die Polemik gegen den Bayrischen Landesverband. Er verlegt die Männer aufs tiefste, die in Bayern lange Zeit die Zielscheibe des Hohnes der extremen Partikularisten waren, die ihre Kraft daran setzten, die Gegensätze zwischen dem Norden und dem Süden auszugleichen, die mit einem ungewöhnlichen Maß von Idealismus ausgestattet trotz allen Enttäuschungen nicht müde werden, dieses Ziel zu verfolgen, und die nun, durch die einigende Macht des Flottengedankens unterstügt, daran sind, endlich an Interesse für das Gesamtvolk, an Vertrauen zu den leitenden Reichsbehörden und an nationalem Opfermut einen Kriegs- und Friedensschatz für die Zukunft Deutschlands zu sammeln. Sie werden schönöde in ihrem Werke gestört. Ihr Werk aber ist von unschätzbarem Werte. Was in ihren Pflanzstätten des Nationalgefühls aus ihrer Saat aufwächst, was von der „lässigen, sehen nach der Fuchtel des Zentrums blickenden“ Agitation des Bayrischen Landesverbandes zum Gedeihen gebracht wird, ist mehr als ein Adressensturm und mehr sogar als eine flottenfreundliche Reichstagsmajorität — es ist ein Teil der Kraft, die in den Befreiungskriegen vor allem das preußische Volk, aber auch die übrigen deutschen Stämme bejeelt hat, die Ferdinande von Schmettau trieb, das einzige Gold, das ihr eigen war, ihr schönes blondes Haar, für das Vaterland zu opfern, die Schill und Hofer in den Kampf führte und die Elf von Wesel und den Ginen von Braunau, Palm, bis zum bitteren Ende aufrecht erhielt.

Man sieht über diese nationale Arbeit geringschätzig hinweg und stört und schmätzt die treuen Arbeiter. Was die bayrischen Flottenvereinsorgane zur Überbrückung des für unsre nationale Existenz so gefährlichen konfessionellen Zwiespalts getan haben, wird aufs schwerste gefährdet durch den frevelhaften Leichtsinns, womit Gegner des Bayrischen Landesverbandes die Meinungsverschiedenheiten innerhalb des Vereins, die nur methodische Fragen betreffen, auf das konfessionelle Gebiet zu übertragen suchen. Im 5. Hefte des Jahrgangs 1905 der Grenzboten sagt Georg Wislicenus: „Seit Jahrhunderten vergiften die endlosen und zwecklosen kirchlichen Streitigkeiten im Reiche die Sinneseinigkeit gerade des zuverlässigsten Teils des deutschen Volkes. . . , soll das tiefinnerliche, echt religiöse deutsche Gemüt immer aufs neue durch den unseligen kirchlichen Hader in den deutschen Landen beunruhigt werden? Diese ungelöste Frage hat viel mehr mit der Flottenfrage zu tun, als mancher ahnt. Denn wie soll das vaterländische Gewissen geweckt und gestärkt werden, wenn das religiöse Gewissen der besten Deutschen aller Bekenntnisse fortwährend durch Ärger und Unruhe geschädigt wird!“ Als Wislicenus dieses schrieb, gefährdete die Nachbarschaft des konfessionellen Kampfes den Flottenverein. Heute ist man in der Verblendung so weit gekommen, daß man diesen Kampf in den Flottenverein selbst zu tragen sucht. Man lähmt die einigende Wirkung des Flottengedankens und macht das deutsche Volk an Seelenkraft ärmer. Vermag die mächtigste, modernste Seerüstung diesen Schaden auszugleichen?

Im Aprilheft der „Neuen Rundschau“ sagt Carl Zentsch in einem geistreichen Aufsatz über „Parlamente und Parteien im Deutschen Reich“: „Jeder wahrhaft vornehme, d. h. durch Bildung und edlen Charakter hervorragende Mann ist liberal und konservativ zugleich. Er ist liberal, d. h. er hat die Eigenschaften des freien Mannes: Unabhängigkeits Sinn, einen weiten Blick, ein edles Herz. Er kennt die Welt und freut sich ihrer Mannigfaltigkeit, der Fülle der in ihr waltenden Kräfte. Es fällt ihm nicht ein, die reiche lebendige Wirklichkeit zur toten Maschine oder zum pedantischen Fachwerk, zu einem gekünstelten Schema verkrüppeln zu wollen. Er läßt, so viel an ihm liegt, alle Kräfte spielen, gönnt die Bewegungsfreiheit, die er für sich in Anspruch nimmt, allen anderen und läßt Freiheitsbeschränkungen nur zu, soweit es die harte Notwendigkeit fordert. Und er ist zugleich konservativ, d. h. er denkt nicht daran, Wohnhäuser, Staatseinrichtungen und Volksgewohnheiten niederzureißen, in denen sich die Leute wohl fühlen; er denkt nicht daran, Bestehendes zu ändern, solange es haltbar ist und seinen Zweck erfüllt, ändert nur, was schadhaft, unhaltbar oder unbrauchbar geworden ist. Verbesserungen, die notwendig erscheinen, lehnt er natürlich nicht ab, sondern betreibt sie selbst, ist also auch Fortschrittsmann.“ Carl Zentsch bezeichnet die Summe dieser Eigenschaften als den Habitus des englischen Staatsmannes alten Stils. Mir erschien sie wie eine Charakteristik der den Bayerischen Landesverband leitenden Männer. Ich habe dieser Charakteristik nur eines beizufügen: Es gibt Männer, in denen sich der gute Wille eines ganzen Stammes, einer großen Sache zu dienen, verkörpert. Solche Männer stehen an der Spitze des Bayerischen Landesverbandes. Was sich zum Segen für das große Vaterland an Parteien, die sich sonst befehden, im bayerischen Flottenverein zusammengefunden hat, Jungliberale, Aldeutsche und Ultramontane, Nationalsoziale und Konservative, alle stehen einig hinter ihnen. Daß sie von Blättern, die sonst ohne Verblendung der vaterländischen Sache dienen, nun aber im Dienste der extremen Richtung des Flottenvereins auf Irrwege geraten sind, in ihrem ersten Vorstößen, dem Freiherrn von Würzburg, persönlich angegriffen worden sind, daß man ihnen als der „ultramontan=offiziösen“ Richtung geraten hat, einen eignen Flottenverein zu gründen mit Freiherrn von Würzburg an der Spitze, hat — sicher auch in ihren Augen — nichts zu bedeuten neben der den Vaterlandsfreund bedrückenden und empörenden Tatsache, daß ein Organ der extremen Richtung, die „Rheinisch=Westfälische Zeitung“, den von dem Prinzen Heinrich ausgesprochenen Wunsch, der Flottenverein möge persönliche und korporative Fraktionen vermeiden und erzieherisch auf die im Binnenlande wohnende Bevölkerung wirken, in einem Tone bespricht, der dem „Simplicissimus“ anstünde. Daß das in einem nationalen Blatte möglich war, zeigt, daß eine gewisse Richtung im Flottenverein, die sich als Fronde gefällt, seit dem vorigen Jahre Fortschritte gemacht hat. Im 23. Hefte des Jahrgangs 1905 der Grenzboten hat bei einer Besprechung der vorjährigen Hauptversammlung des Flottenvereins ein Freund des Vereins mißbilligend auf die Schroffheit hingewiesen, womit der Verein damals seine Unabhängigkeit betonte. Heute muß man mit Enttäuschung feststellen, daß ein nationales Blatt den von einer großen Zahl der Vereinsmitglieder geteilten Wunsch des Vereinschuherrn in hämißchen Wendungen bespricht.

Diese Tatsache trübt den Blick auf die erfreuliche, durch die Annahme einer maßvollen Resolution besiegelte Rückkehr des Flottenvereins auf die zum Ziele führende Bahn. Hoffen wir, daß sich die Richtung, die durch grobe persönliche Angriffe auf die Vertreter anderer Anschauungen und dadurch, daß sie die Meinungsverschiedenheiten auf das parteipolitische und konfessionelle Gebiet hinüberspielte, der Sache zu nützen wähnte, durch ihre Maßlosigkeit selbst vernichtet hat.

Prinz Eugen. Von dem verdienstlichen Unternehmen einer Anzahl katholischer Gelehrten und Schriftsteller Weltgeschichte in Charakterbildern, herausgegeben von Kamperz, Meckle und Spahn (Mainz, Kirchheimische Verlagsbuch-

handlung) ist im Jahre 1905 unter anderm ein Band über die „Begründung der Großmachtstellung Österreich-Ungarns“ erschienen, der den Untertitel trägt: Prinz Eugen (99 Seiten mit 103 Abbildungen). Der Verfasser, der bayrische Generalleutnant z. D. Karl Ritter von Landmann, hat sich mit seinem Helden ein sehr dankbares Thema gewählt, leider aber steht die Ausführung nicht auf der Höhe, die man von frühern Bänden des Unternehmens, zum Beispiel von Martin Spahn's „Großem Kurfürsten“ oder von der mustergiltigen Monographie Engelbert Drexler's über „Homer“ gewöhnt war. Man kann Landmann's Arbeit allenfalls als eine sehr knappe Biographie des Prinzen Eugen gelten lassen, aber das andre Thema „Begründung der Großmachtstellung Österreich-Ungarns“ fällt fast ganz aus. Auch als bloße Biographie zeigt das Buch auffallende Mängel. Die höchst interessante Jugendgeschichte des Prinzen Eugen ist fast ganz übergangen, und auch weiterhin tritt das allgemein Menschliche sowie das Politische vor dem Kriegerischen zu sehr zurück. Es fehlen in der ganzen Darstellung der große Zug und die leitenden Ideen, sie fällt in eine große Reihe nur lose zusammenhängender kleiner Abschnitte auseinander, die oft mehr militärischen Rapporten als künstlerisch abgerundeten Erzählungen gleichen. Auch die Illustration ist nicht durchweg glücklich: manche Bilder stehen nur in sehr lockern Beziehungen zum Texte, wie Seite 68 Friedrich von Hessen-Kassel als König von Schweden und Seite 84 die Ansicht von Triest; bei andern vermißt man das Zurückgehn auf die Originale, wie zum Beispiel bei dem aus Seidlitz historischem Porträtwerk entnommenen Bild August's des Starken von Sachsen-Polen, bei dem aller Reiz und alles Charakteristische verloren gegangen ist.

Neue Bücher und Schriften über Musik. Mit dieser Überschrift soll kein vollständiger Bericht über den gegenwärtigen Stand des musikalischen Büchermarkts in Aussicht gestellt werden, sondern die folgenden Zeilen wollen nur mit kurzen Bemerkungen über den Eingang einiger musikalisch-literarischer Arbeiten quittieren, die den Grenzboden in letzter Zeit zugeandt worden sind. Auch von diesem zufälligen Auschnitt aus wird auf die allgemeinen Verhältnisse in der Musik-schriftstellerei manches Licht fallen. Der Lesebedarf des Publikums und das Angebot von Mitarbeitern machten sie zu einem Hauptgebiet geistiger Produktion, die Qualität der Autoren jedoch hebt sich nur sehr langsam, und die berufenen, wissenschaftlich geschulten Kräfte stehen immer noch in der Minderzahl. Ein Musterbeispiel für die ungenügende Lösung einer interessanten musikgeschichtlichen Aufgabe mag die Mitteilungen eröffnen. Das ist eine Arbeit von Karl Maria Klob, die den Titel führt: Beiträge zur Geschichte der deutschen komischen Oper. (Berlin, Harmonie, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.) Mit einiger Sicherheit kann man dem Verfasser die Bekanntschaft mit F. A. Hillers „Sagd“, mit Mozarts „Entführung“, mit Dittersdorfs „Doktor und Apotheker“ und seinem „Hieronymus Knicker“, mit W. Müllers „Schwestern von Prag“, mit Schenks „Dorfbarbier“, Weigls „Schweizerfamilie“ und mit den Werken A. Vorhings bescheinigen. Diese Kompositionen stellt er mit Zug und Recht weit höher als die heute auf deutschen Bühnen heimischen Pariser und Wiener Operetten. Bei genügender Klarheit und Bescheidenheit würde er sich darauf beschränkt haben, diese Ansicht auszuführen und insbesondere durch Vergleiche einen Leserkreis dafür zu gewinnen. Mit dem Versuche, Beiträge zur Geschichte der deutschen komischen Oper zu geben, ist er weit über seine Kräfte und über sein Material an Tatsachen und Begriffen hinausgegangen. Die geschichtlichen Zusammenhänge und Hauptpunkte sind ihm zum größten Teile fremd, da er sich viel zu wenig in den Noten und in der Literatur umgesehen hat. Schon auf der ersten Seite heißt es: „Wann der Name Oper gebräuchlich wurde, ist nicht sicherzustellen.“ Auf der nächsten beschreibt Klob, wie der Dialog in Peris „Dafne“ von 1594 komponiert war. Das Rezitativ zeigte nach ihm „auch nicht die Spur von Melodie“. Der Verfasser würde den Wert dieser gütigen Mitteilung wesentlich erhöhen, wenn er sagen

wollte, wo er die „Dafne“ gesehen hat. Wir andern wissen nur, daß sie verloren ist. In solchen Dilettantismen geht es weiter. Wir haben bis Seite 36 stand gehalten, wo Dittersdorfs Sinfonien zu Ovids „Metamorphosen“ als die „Anfänge der Programmmusik“ ausgegeben werden, uns dann aber mit einer summarischen Durchsicht dieser „Beiträge“ usw. begnügt.

Eine weit bessere systematische Arbeit ist J. v. Wajielewskis Buch über Die Violine und ihre Meister. Es würde sonst nicht in einer vierten Auflage vorgelegt werden können. (Leipzig, Breitkopf und Härtel.) Wajielewski hat sich mit Methode und Ernst um Vollständigkeit des Materials bemüht; der Leser kann sich infolgedessen darauf verlassen, in dem Buche die zur Geschichte der Violine, der Violinkomposition und des Violinspiels gehörenden Hauptdaten alle zu finden. Im Urteil darf man sich allerdings dem Verfasser nur mit Vorsicht anvertrauen: für die ältern Zeiten gerichts ihm an geschichtlichem Sinn sowie an Gründlichkeit. Dieser Sachverhalt scheint dem Herausgeber der neuesten Auflage fremd gewesen zu sein; andernfalls würde er zum mindesten die Schilderungen von Farinas Capriccio stravagante und von Corellis Concerti grossi verbessert haben. Dort hat Wajielewski einer harmlosen Suite wegen einiger ungezwungen eingelegter Tonmalereien den Charakter einer herausfordernden Programmmusik untergelegt, hier die Einrichtung Geminianis für das Original gehalten. Die Verbesserungen hätten aber gut und gern weiter gehn und unsre heutige Kenntnis von Accompaniment und Verzierung, von Besetzung, Vortrag und Behandlung alter Musik überhaupt berücksichtigen können. In der Gleichgiltigkeit gegen solche Lebensfragen war Wajielewski durchaus moderner Musiker. Im übrigen hat sich der Herausgeber bemüht, die seit dem Tode des Verfassers hinzugekommene Literatur so einzuarbeiten, daß vielleicht mit Ausnahme der neuesten Arbeiten über Gasparo di Salò (P. Bettioni und M. Butturini) und N. Scherings Geschichte des Instrumentalkonzerts Wesentliches nicht zu vermissen bleibt. Sehr ist der neuesten Auflage Brenets Geschichte der Konzerte in Frankreich zustatten gekommen; durch sie hat die Darstellung der neuern Zeit, die von Anfang an das Buch Wajielewskis in Gang gebracht und bis heute gehalten hat, bedeutend an Lebendigkeit gewonnen. Daß aber auch in diesem Teile noch manches zu verbessern wäre, darf nicht verschwiegen werden. Etwas unfreundlich wird zum Beispiel Ferdinand David behandelt, auffallend flüchtig Friedrich Hegar, von dessen Kompositionen „ein Oratorium und ein Violinkonzert“ erwähnt werden, während der Männerchöre, die Hegars Namen in alle Welt getragen haben, gar nicht gedacht ist.

Als einen weitem Beitrag systematischen Charakters schließen wir an die beiden geschichtlichen Werke ein kleines Buch des französischen Komponisten Camillo St. Saëns, das mit dem Titel: Harmonie und Melodie soeben zum zweitenmal in deutscher Übersetzung (von Dr. Wilhelm Kneefeld) vorgelegt wird. (Berlin, Verlagsgesellschaft Harmonie.) Es ist eine Sammlung kurzer Essays, als deren Hauptstück der Autor einen Aufsatz angesehen zu haben scheint, der von den etwas törichten Bemerkungen aus, die der sonst geistreiche Stendhal über das Verhältnis der Melodie zur Harmonie gemacht hat, es unternimmt, Wesen, Kulturbedeutung und Ansehen der Musik einer Untersuchung zu unterziehen. Die Aufgabe wird innerhalb 28 Seiten beendet, erschöpfend allerdings nicht. Denn St. Saëns behandelt wie dieses auch seine andern Themen nicht als Dozent, sondern als Causeur. Darin liegt der Reiz und zugleich die Gefahr des Buches. Leser, die mit Kritik folgen können, werden ihm manche Anregung verdanken, andern wird es den Kopf verwirren, weil das Temperament des Autors viel stärker ist als seine Bildung. Immer gleich bleibt er sich in der Offenheit und Unbefangenheit, mit der er seine Ansichten ausspricht, seien sie nun falsch oder richtig. Da erklärt er denn ohne weiteres die Aufführungen Bachscher und Händelscher Werke für „eine Schimäre“, aber mit demselben Mut stellt er dem gegenwärtigen Verliorkultus Rameau als den größten Musiker entgegen, den Frankreich gehabt hat. Unverkennbar liegt allen

den Plaudereien des Bandes, auch denen, die sich biographisch — Bizet, Offenbach, Berlioz, Madame Miolan-Carvalho — oder autobiographisch — die nationale Musikgesellschaft, Wagner und ich — geben, ein ernster Zweck zugrunde: St. Saëns will seine Landsleute davon überzeugen, daß die Musik nicht nur von den Fachleuten, sondern auch von den Konzertbesuchern und andern bloßen Nutznießern gründlich studiert sein will. Daß das (französische) Publikum die Tonkunst viel zu äußerlich und oberflächlich nimmt, ist der eine Gedanke, der in den Aufsätzen immer wiederkehrt. Aber fast noch mehr hält den Verfasser die Idee in Atem, daß der französischen Musik in der gemeinsamen Arbeit der künstlerischen Völker eine ganz besonders große und wichtige Mission zugefallen sei. Für die Vergangenheit hat sie sie nach der Ansicht von St. Saëns im Musikdrama glänzend durchgeführt; die Zukunft erweckt ihm Besorgnisse: „Jungfrankreich befindet sich in kläglicher Lage, der Bayreuther Wind bläst es über den Haufen.“

Die übrigen vorliegenden Bücher sind Biographien und biographische Beiträge. Der Vortritt fällt hier Carola Belmonte zu, die sich in einem gut salonmäßig ausgestatteten, 112 Seiten starken Bändchen mit den Frauen im Leben Mozarts beschäftigt. (Augsburg und Berlin, Verlagsbuchhandlung Gebrüder Reichel.) Gemeint sind: Mozarts Mutter, das Nannerl, die Kaiserin Maria Theresia, das Bäble, Moysia (Weber), Konstanze, Josepha Duschek. Ein Schlußkapitel über „Frauen der Kunst und des Adels“ faßt den nicht unbedeutenden Rest der übrigen Damen zusammen, mit denen Mozart kürzer oder länger in künstlerische oder persönliche Beziehungen getreten ist. Daraus, daß einzelne der in diesen Anhang verwiesenen Personen — nennen wir nur Josephine Aurnhammer — für Mozart wichtiger gewesen sind als die Kaiserin Maria Theresia oder das Bäble, geht schon hervor, daß die Verfasserin ihrem Stoff willkürlich oder ungenügend orientiert gegenübersteht. Von der eingehenden Quellenforschung, die die Verlagsbuchhandlung dem Werkchen nachrühmt, ist keine Rede. Die Nachricht, daß der kleine Mozart einmal seiner Mutter aus einer Kindergesellschaft Rosinenkuchen mitgebracht habe, ist die einzige Originalmitteilung Belmontes; alles andre findet sich besser bei Zahn und in den Briefen. Die Verfasserin hat nicht einmal die Stellen bemerkt, wo sie selbständig hätte eingreifen können. Das wäre unter andern in dem Kapitel „Nannerl“ sehr leicht mit eingehendern Mitteilungen über die von Mozart für die Schwester komponierten Klavierstücke zu machen gewesen. Die Wiedergabe bekannter Tatsachen läßt Mächtigkeit und Schlichtheit vermissen, Belmonte stellt die Verhältnisse auf den Kopf und sucht durch sentimentale, überflüssige und triviale Einschaltungen aus Nichts ein Etwas zu machen. Eine bestimmte persönliche Auffassung tritt in ihrem Urteil über Mozarts Frau zutage, der fast in jedem Kapitel einige harte Worte gesagt werden. Die Berechtigung hierzu ist zweifelhaft. Hiernach können wir das Buch nicht, wie die Verleger meinen, als eine wahre Bereicherung der Mozartliteratur ansehen, sondern müssen es im Gegenteil als ein die schriftstellernde Frauenwelt bloßstellendes Machwerk ablehnen.

Auch eine neue Biographie Beethovens, von Fritz Bollbach verfaßt, liegt in der bekannten Sammlung Spahns „Weltgeschichte in Charakterbildern“ vor. (Mainz, Kirchheimische Verlagsbuchhandlung.) Das vom Verfasser in einer frühern Händelbiographie bewiesene Interesse für Kulturgeschichte mag wohl die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt haben, und wie damals hat er auch jetzt Land und Leute, in deren Mitte der abgehandelte Künstler auftritt, sehr hübsch anschaulich und mit geschickter, fleißiger Beachtung der einschlagenden Literatur beschrieben. Der der Sammlung zugrunde liegenden Idee jedoch, nach dem Muster Taines die großen Individualitäten aus ihrer Zeit heraus zu konstruieren, zeigt sich der Verfasser nicht gewachsen. Die Einleitung legt auch die Gründe dar, an denen der Versuch scheitern mußte: sie ist mit Proben ästhetischer und geschichtlicher Konfusion reich gespickt. Sobald der Verfasser sichern biographischen Boden unter sich und über Beethovensche Werke zu sprechen hat, folgt man seiner gewandten und anmutigen Darstellung mit Vergnügen. Nur erwarte man nicht, in die Tiefe geführt zu werden!

Berthold Lizmann hat dem ersten Bande seiner Biographie Clara Schumanns unlängst den zweiten folgen lassen. (Leipzig, Breitkopf und Härtel.) Da er die von 1840 bis 1856 reichenden Ehejahre der Künstlerin umfaßt, mußte er noch mehr als der vorangegangne zur Doppelbiographie werden, und es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß die Mitteilungen über Robert Schumann seinen wichtigsten und fesselndsten Teil bilden. Sie überholen an Reichhaltigkeit und Genauigkeit alles, was die bisherigen Biographien des Komponisten über die zwischen der Verheiratung und dem Tode liegenden Jahre berichtet haben. Dank den unübertrefflichen Quellen, die dem Verfasser in den Briefen und in den Tagebüchern des Ehepaars zur Verfügung standen. Man muß laut darauf aufmerksam machen, daß das Buch nicht bloß kunstgeschichtliches Interesse hat, sondern von allen gelesen zu werden verdient, die dem Eindruck eines außerordentlichen Schicksals zugänglich sind. Es gibt in der Geschichte bedeutender Menschen wenig Fälle, die so schopenhauerisch stimmen können wie der Ausgang von Schumanns Lebenslauf. Härter noch als den geistig umnachteten Leidensträger selbst mußte das Unglück seine Gattin danieder schlagen. Durch Lizmann erfährt die größere Öffentlichkeit zum erstenmal, wieviel der Beistand edler, junger Freunde dazu geholfen hat, daß Clara Schumann die schrecklichen Jahre aufrecht überstehn konnte. Brahms, Joachim und Dieterich waren ihre guten Geister, am intimsten die Beziehungen zu Brahms. Was der Biograph über diesen letzten Punkt mitteilt, gibt leider, den peinlichen Andeutungen, die Max Kalbecks Brahmsbiographie gebracht hat, neue Nahrung. Da möchten wir doch fragen: Cui bono? Brahms selbst ist des Glaubens gestorben, daß von den zwischen ihm und Clara Schumann getauschten Briefen auch nicht eine Zeile zum Vorschein kommen könne. Ein andrer Punkt in der Biographie, der zu besonderm Nachdenken veranlaßt, ist das Verhältnis von Clara Schumann zu Franz Liszt. Daß die frühere Freundschaft zwischen dem Schumannschen Paar und Liszt allmählich infolge verschiedner Meinungen über Meyerbeer und Mendelssohn, über den musikalischen Charakter und Wert von Leipzig, im letzten Grunde infolge ganz entgegengesetzter Naturanlage und Weltanschauung ungefähr von der Zeit ab in die Brüche ging, wo sich Liszt in Weimar niederließ, war längst bekannt. Aber erst durch Lizmann kommt man den kleinen persönlichen Ursachen auf die Spur, die dabei mitspielten, und erfährt mit Bewunderung, daß Clara Schumann Liszt für eine unlebenswürdige, unter Umständen brutale Natur ansah. Louise von François war ähnlicher Ansicht. Aber da diese zwei Damen die ganze übrige, insbesondere die weibliche Welt gegen sich haben, wäre es willkommen und sachlich wichtig, wenn sich kompetente Männer wie Joachim, H. von Bronsart, Draesfke entschließen könnten, über das Thema zu sprechen.

An Liszts Entwicklung als Künstler hat der gesellschaftliche Boden, auf dem er sich vom Tode seines Vaters ab bewegte, einen wesentlichen Anteil gehabt, keine andre Wendung seines äußern Lebens ist aber so wichtig für ihn geworden wie die Bekanntschaft mit der polnischen Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein. Die wohlverdiente Schriftstellerin La Mara hat soeben einen neuen Beitrag zur Charakteristik dieser ohne Zweifel bedeutenden und merkwürdigen Persönlichkeit erscheinen lassen, der unter dem Titel: Aus der Glanzzeit der Weimarer Altenburg gegen 250 an die Fürstin gerichtete Briefe vorlegt. (Leipzig, Breitkopf und Härtel.) Unter den Korrespondenten sind nur wenig Namen, die für das internationale Kulturleben der Bismarckschen Ära gleichgiltig erscheinen. Erlaubte es der Raum, so würden wir gern ihre Liste und damit ein Bild von dem Verkehrskreis der Weimarschen Altenburg, von den Elementen, die ihn belebten, und von denen, die ihm fehlten, geben. Bei weitem die Mehrzahl der Briefe fällt auf die Weimarsche Zeit der Fürstin, hat also, da wir darüber schon reichlich unterrichtet sind, nur Doublettenbedeutung, doch gibts der interessanten Einzelheiten genug. Auch die Anreden R. Wagners an die „liebe Kapellmeisterin“ und das von Alfred Meißner gezeichnete Bild der intimen Abende auf der Altenburg gehören dahin. „Sie [sc. die Fürstin] sitzen — heißt es in diesem Meißnerschen Briefe —, die Zigarre rauchend, vor

mir.“ Wichtiger für die Entwicklungsgeschichte der Fürstin sind die Briefe, die die Gräfin Potocka an sie nach Woronece gerichtet hat. Den Schluß bilden wenige Briefe der Fürstin selbst aus der Zeit der Resignation in Rom; auch aus den Weimarschen Jahren enthält die Sammlung drei von ihr an Gottfried Semper gerichtete. Nimmt man ihre an Berlioz und an P. Cornelius gesandten und schon publizierten Schreiben hinzu, so ergibt das einen einigermaßen ausreichenden Begriff von der Briefstellerkunst der Fürstin selbst. Doch wäre nach dieser Seite hin eine Vermehrung des Materials sehr erwünscht.

Mit der Anzeige zweier Bagatellen schließen wir den Bericht. Die eine ist ein Beitrag zur Brahmsliteratur von Dr. Wolfgang A. Thomas (Straßburg, F. S. W. Heitz), ein Bändchen von 116 Seiten, das ziemlich großsprecherisch den Anspruch erhebt, zum erstenmal Johannes Brahms und seine Kunst „musikpsychologisch“ zu betrachten und zu beurteilen, aber weder neues noch wichtiges bietet. Die größere und bessere Hälfte der „Arbeit“ (von S. 53 ab) besteht aus „Ausprüchen von Brahms“, die aus Schriften anderer Autoren zusammengetragen sind. Wer sich über den Verfasser schnell orientieren will, wird gut tun, vor der Lektüre einen Blick in die Quellenangabe zu werfen. Da wird Hermann Deiters noch als Posenener Gymnasialdirektor angeführt, Morin zitiert, aber Spitta übergangen. Das vorgedruckte Bild sieht Hermann Ritter (in Würzburg) viel ähnlicher als Brahms. Das andre kleine Stück sind Eugen Guras Erinnerungen aus meinem Leben. (Leipzig, Breitkopf und Härtel.) Der prächtige Sänger und lebenswürdige Mensch enttäuscht als Schriftsteller. Da hat ein Berater gefehlt. Dem reichen Erfahrungskreise Guras wären gehaltvollere Mitteilungen abzugewinnen, seinem starken künstlerischen Sinn wäre eine geschmackvollere, bessere Form möglich gewesen.

